

Der arme Konrad

Blätter für Unterhaltung und Belehrung

Nr. 2

Sonnabend, den 1. November

1919

Schläfer erwacht!

Du schläfst noch, teilnahmsloser Gesell?
Wenn rings die Welt in Waffen steht,
Wenn neues Hoffen, wenn Frühlingsahnung
Flüsternd durch alle Lande geht.
Du schläfst?

Wach auf und sieh in die kämpfende Welt
Und sieh der Arbeit stolze Wehr.
Das Volk der Arbeit sammelt sich,
Du müder Schläfer, wir rufen auch Dich
Zu der Arbeit trotzigem Weltheer:
Steh auf!

Steh auf! Hinaus zum heiligen Kampf!
Sieh: nie sind der Kämpfer zuviel.
Wir kämpfen für Freiheit, für Brot und für Licht,
Und warst du bis heute ein duldbender Knecht,
So wag's und erkämpfe dein Menschenrecht;
Wenn das Elend erschlagen, wenn die Kette zerbricht,
Dann sind wir am heiligen Ziel.

August Ellinger.

Liebe mit Hindernissen

Erzählung von A. v. Hedenstjerna.

Er war ein junger, frischer Jüngling, der sich der Landwirtschaft gewidmet hatte. Er hatte treue blaue Augen, doppellohliche lange Schaffstiefel und eine Stellung als Inspektor bei dem Gutsbesitzer Borst auf Lindacker.

Sie war ein junges frohes Mädchen, die eine Haushaltungsschule durchgemacht hatte. Sie hatte ein blau kariertes Alltagskleid, eine kleine nette Figur, runde Wangen, appetitliche Lippen und eine Stellung als Wirtschafterin bei der Frau Gutsbesitzer Borst.

Er hieß Karl Anders und sie hieß Lottchen Jensen.

Sie sahen einander täglich, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie sich nicht geliebt hätten. Aber unser Herr hat aufgehört, Wunder zu tun; darum liebten sie sich auch, wie es ihre jungen, verhältnismäßig unverdorbenen Herzen vermochten.

Aber sie hatten niemals Gelegenheit gefunden, davon miteinander zu sprechen, und wenn Lottchen am Herde stand und ihre Braten in der Pfanne umwendete, hatte sie ein Gefühl, als wäre es ihr eigenes, sehnedes, liebendes Herz gewesen, das sie umdrehte.

So schlimm ergeht es einem, wenn man eine Person anderen Geschlechts aufrichtig von Herzen liebt. Wenn man liebt, liegt es im menschlichen Instinkt, mit seinen besten und stärksten Seiten dem geliebten Gegenstand zu imponieren zu suchen. Herr Anders prüfte seine Vorzüge. Im mündlichen Vortrag war er nur schwach, die Augensprache war ein zweischneidiges Schwert, das, wenn es bei Tisch erprobt wurde, die einzige Stelle, wo man sich sicher täglich traf, fehltreffen konnte und zwar die Gouvernante oder Frau Borst. Seine Hände waren groß und rot. Seine Stimme eignete sich nicht für den Gesang. Aber die Füße, das war Herrn Anders' stärkste Seite. Er hatte, wie gesagt, Schaffstiefel, er konnte täglich fünf Meilen gehen, ohne müde zu werden, und er saß Lottchen gerade gegenüber. Welches Feld für eine zärtliche und feine Fußsprache! Und so drückte er denn in Gottes Namen zu, mitten zwischen der Suppe und dem Hecht, mit den äußersten Zehspitzen, zärtlich fragend, liebevoll —

„Hol Sie der Teufel! Meine Hühneraugen! Halten Sie doch Ihre Füße still, Herr!“ schrie der Gutsbesitzer.

Man muß die Gegend genau kennen, um sich auf Fußpartien einzulassen.

Auf Lindacker gab es viele schöne Pferde und einige reizende kleine Füllen. Herr Anders liebte die Pferde, und wenn er einen freien Augenblick hatte, stand er immer in der Stalltüre und schaute die schönen Tiere an. Es war gerade, als wenn dies sein Herzeleid ein wenig gelindert hätte, ohne daß ich darum behaupten will, daß die feinsten Wagenpferde in der Welt dem Herzen eines rechtschaffenen Inspektors ein hinreichendes Surrogat für Schön-Lottchen sein konnten.

Wenn nun Fräulein Jensen Herrn Anders wie ein Fragezeichen in der Stalltüre stehen sah, eilte sie selbst schnell wie ein Gedankenstrich zu dem Regal, wo in der Küche die übriggebliebenen trockenen Brotstücke hingelegt zu werden pflegten, schüttete sie in ihre Schürze und steuerte auch ihrerseits nach dem Stall, um die kleinen, süßen Tiere zu füttern.

„Jetzt oder niemals,“ dachte der Inspektor jedesmal, wenn er das blau karierte Kleid über die gehackten Gänge und über das hervorsprießende Gras auf sich zuschweben sah. Aber gerade wenn er ihr sein Herz öffnen wollte, während sie den kleinen Felix oder die Freya fütterte, kroch entweder einer der Knechte vom Heuboden herab oder kam das Milchmädchen und sollte im Häckelkasten nach Eimern suchen oder rief Frau Borst: „Fräulein Jensen, wo ist der neue Webestamm?“ Oder es schrie der Gutsbesitzer: „Herr Anders, sollen wir heute Korn säen?“

Und dann umwölkte sich Lottchens Stirn, und dann murmelte Herr Anders: „Hol euch der Teufel!“

Einmal war das Glück ihnen günstig. Niemand störte sie. Lottchen stand behaglich mit ihrem runden, weißen Arm um die kleine Freya gegen das Füllen gelehnt. Die Brotbissen waren versüßert, zwei Herzen klopfen in gleichem Schlage. Die Pulse glühten, die Augen glänzten. Die alten Pferde machten sich über ihr Futter her, die jungen bissen einander ins Ohr, die Vögel sangen im Vogelbeerbaum vor dem Fenster. Herr Anders faßte Lottchens Hand, beugte sich zu ihr nieder und begann: „Ach, Fräulein Lottchen, ich habe lange ge—“, aber weiter kam er auch dieses Mal nicht, denn plötzlich wurde er von gewaltiger Kraft rückwärts emporgehoben, beschrieb einen Halbkreis durch die Luft und wurde mitten auf den Stallboden niedergeschleudert.

Eine neue Mahnung für alle, die ihre Herzen in Ställen öffnen wollen, ohne erst den Stallbock einzuschließen.

Wieder verging Woche auf Woche, und die Liebe in den jungen Herzen wuchs, wie der Spargel um die Sommerzeit. Lottchen würzte eine Vanillespeise, und Herr Anders ließ halbtrockenes Futtergras einfahren.

Aber dann ging die Sonne an einem schönen und lachenden Augustsonntag über Lindacker auf. Alle sollten zur Kirche fahren, außer Lottchen, die urplötzlich „furchtbare Zahnschmerzen“ bekam, sowie Herr Anders, der zu Hause bleiben wollte und danach sehen, daß die Dorfkinder nicht alle Kirschchen stahlen.

Um zehn Uhr vormittags lenkten ein Paar blankgebürstete Reitstiefel aus bestem Knochleder ihren Weg zum Park am See hinab, und zehn Minuten später trippelten ein Paar netter, kleiner Knochlederstiefelchen denselben Weg entlang. Sie trafen sich unter einer schattigen Erle, und nun zum hundertstenmal dachte Herr Anders: „Jetzt oder niemals!“

Der arme, ehrsame Jüngling! Er zitterte von Kopf bis zu Fuß, und alles Blut in seinem ganzen Körper wollte unwillkürlich durch die Ohrläppchen hinaus.

Das arme, liebe, neunzehnjährige Mädchen! Ihr Herzen Klopfe mächtig, und die kleinen sonnenverbrannten Finger zitterten heftig.

„O, Fräulein Jensen, wie sehr habe ich mich nach dieser Gelegenheit gesehnt, Ihnen zu sagen, wie innig —“

„Ich hoffe, daß ich nicht störe?“ sagte die Gouvernante küßhauer und schritt mit langen Schritten, aufgehobenem Kleide und gewaltigen Füßen plötzlich aus den taunassen Büschen hervor.

„Ich — ich — dachte, das Fräulein wäre in der Kirche,“ stammelte der Inspektor.

„Nein, glücklicherweise bekam ich auch so schreckliche Zahnschmerzen! Guten Morgen, meine Herrschaften! Viel Vergnügen auf Ihrer Promenade!“ Und dann verschwand sie.

Als Herr Anders sich nach Vottchen umwandte, war auch sie verschwunden, als wenn sie ein Nebelbild gewesen wäre.

Der August ging zu Ende, aber der Mondenschein war noch wunderschön. Eines Abends, als Vottchen die Wäsche eingeweicht, Preiselbeeren eingekocht, vier Hühnchen gepflückt und alle gebleichte Leinwand abgenommen hatte, meinte sie, das Recht zu haben, ein wenig hinauszu gehen und zu schwärmen. Der untrügliche Instinkt der Liebe leitete Herrn Anders, der hinausspaziert war, um einige Züge aus seiner Zigarre zu tun, gerade zu derselben Bank unter einem großen Apfelbaum hin. Mutiger, als jemals, in der stillen Abenddämmerung, die mitleidig ihre Schleier über sein verlegenes Antlitz breitete, begann er abermals: „O, Vottchen, endlich werde ich doch einmal Ihnen sagen können, wie grenzenlos ich Sie —“ Da sauste es wie ein Wirbelwind in den heftig sich schüttelnden Zweigen des Apfelbaumes. Tausend kleine runde Körper regneten auf die beiden jungen Leute herab, und mitten droben im Baume ertönte ein munteres Lachen.

Es ist wirklich sehr traurig, daß ein armer Inspektor, der den ganzen Tag im Schweiß seines Angesichts gearbeitet hat, nicht einmal, wenn der Abend kommt, in der Stille und im Frieden der Natur derjenigen, die er liebt, sein Herz öffnen kann, ohne erst nachzusehen, ob nicht die Jungen des Prinzipals auf dem Baume sitzen und Unfug treiben.

Herr Anders faßte einen kühnen Entschluß. Er wollte am 1. Oktober ziehen und ein kleines Gut für eigene Rechnung pachten. Daher wollte er vorher seinen neuen Versuch machen, Vottchen unter vier Augen zu treffen. Aber wenn er seinen Lohn bekommen hatte, seine Bücher und das Inventar abgeliefert und allen Borsts zusammengenommen für ein angenehmes Zusammenleben gedankt hatte, dann wollte er offen, ruhig und ernst sagen: „Frau Borst, dürfte ich fragen, wo ich Fräulein Jensen treffen kann? Ich habe ihr ein paar Worte allein zu sagen.“

„Und dann würde er ebenso ruhig und ernst die Hand der Geliebten erfassen, ihr in die Augen sehen und sagen: „Vottchen, du weißt, daß ich dich liebe! Willst du mich auch ein klein wenig liebhaben?“

Auf diese Weise würde alles schön und gut werden. Welcher Narr er war, daß er daran nicht schon längst gedacht hatte!

Der 1. Oktober kam. Herr Anders bekam seinen Lohn, lieferte die Bücher und das Inventar ab, dankte der Familie Borst für die angenehme Zeit, die er in ihrem Hause zugebracht, wandte sich darauf an Frau Borst und sagte sehr ordentlich, wenn auch mit bebender Stimme: „Frau Borst, dürfte ich fragen, wo ich Fräulein Jensen treffen könnte? Ich wollte etwas — hm, eine Kleinigkeit — ich wollte sie — allein —“ Frau Borst lachte.

„Es tut mir sehr leid, Herr Anders, Fräulein Jensen bekam gestern nachmittag Urlaub fortzureisen, um einen kranken Bruder zu besuchen.“

„Was — wann — kommt sie zurück?“ flüsterte der arme Herr Anders.

„Das weiß ich nicht so bestimmt. Sie bekam Urlaub, einige Tage fortzubleiben, wenn es mit ihrem Bruder schlecht stehen sollte.“

Herr Anders taumelte fast bewußtlos aus dem Zimmer und auf das Fuhrwerk hinauf, das ihn zum Bahnhof führte, kaufte ein Billet, stieg in den Zug ein und drückte sich in die Ecke, zog sein blau kariertes Taschentuch vor, schnaubte seine Nase und — weinte, weinte zum erstenmal, seit seine Mutter am Nervenfieber starb, als er erst 14 Jahre alt war. —

In Station X soll der Schnellzug Nr. 137, mit dem Herr Anders reiste, dem gemischten Zug Nr. 142 begegnen.

Gerade wenn 137 auf der Station ankommt, soll Nr. 142 von derselben abfahren. Bisweilen gleiten die Züge nur einen Augenblick aneinander vorüber, bisweilen stehen sie einige Minuten lang einander gegenüber.

Zug Nr. 137 kam mit Herrn Anders in der Station an. Mit vollem Dampf, das Personal auf den Plätzen und erhobenem Ventil stand Nr. 142 bereit, abzufahren.

Himmel! Das ist Vottchens blauer Shawl in dem Damenupee dritter Klasse des Zuges Nr. 142.

Wenn man verliebt ist, pflegt man die Mitpassagiere auf der Eisenbahn, Zugpersonal und dergleichen zu betrachten, als wenn sie gar nicht vorhanden wären. Herr Anders stürmte auf den Perron hinaus, verneigte sich vor dem Shawl in Nr. 142 und rief mit einer Stimme, die vor jahrelanger Sehnsucht, grenzenloser Liebe und Angst bebte: „Vottchen, willst du meine Frau werden?“

Entsetzt über das heitere Erstaunen der glücklicherweise sehr wenigen Passagiere, dachte Vottchen, in gewöhnlicher Mädchenweise, Umstände zu machen. Aber blitzschnell stand es vor ihrer jungfräulichen Seele, daß es jetzt galt, den Augenblick wahrzunehmen, wenn nicht das Glück ihres ganzen Lebens verspielt werden sollte, und antwortete einfach und treuherzig: „Ja, Karl!“

„So steige sogleich aus,“ sagte Herr Anders.

Und das tat sie. Hand in Hand stürmten sie in den Wartesaal erster Klasse, und dort sank Vottchen an das getreue Herz, das sich so lange und innig nach ihr gesehnt hatte. Aber das junge, holde Mädchen, dessen innerste Herzensnerven erschüttert waren, erbehte plötzlich in den Armen des Geliebten, schlug seine schönen feuchten Augen auf und rief in keuscher, unbeschreiblicher Verwirrung: „Meine Reisetasche!“

Aber Herr Anders antwortete ihr nicht. Was sind wohl alle Reisetaschen, Handkoffer und Reiseförbe der Welt für einen Inspektor, der liebt und weiß, daß er wieder geliebt wird!

Melac der Zweite

Von Fructidor in der Weltbühne

Der Graf von Melac, Marschall der französischen Armee, erhielt von Ludwig dem Bierzehnten, seinem Obersten Kriegsherrn, im Jahre 1689 den glorreichen Auftrag, die Rheinpfalz recht gründlich zu verwüsten. Die gestellte Aufgabe wurde von jenem Herrn nach den kriegstechnischen Begriffen der Zeit vollkommen gelöst. Er ließ Heidelberg, Mannheim und eine Reihe anderer Städte niederbrennen und verübte auch sonst allerhand Schandtaten, so daß sein Name nicht unterging, vielmehr in den betroffenen Landesteilen jahrhundertlang mit Erbitterung und Verachtung ausgesprochen wurde.

Erst der neudeutschen Kriegskunst vom Jahre 1917 ist es vorbehalten gewesen, Melac als einen traurigen Nichtskönner auf dem Gebiete planmäßiger Zerstörung erscheinen zu lassen.

Die Schlacht an der Somme, deren verzehrende, Deutschlands Mannschaft verzehrende Flammen um den November 1916 in Regen, Schlamm und Dunkelheit erloschen, hinterließ an der Westfront eine tiefe Wunde, die sich nicht mehr schließen wollte. Man faßte deshalb den Plan zu einem kühnen operativen Schnitt und baute bei Saint-Quentin neue Stellungen, in die die Armee zurückgenommen werden sollte. Es war die berühmte Siegfriedslinie, so genannt in sicherer Erwartung des Siegfriedens. Der Rückzug in dieses neue Stellungssystem erfolgte im März 1917. Er wickelte sich aber nicht so ohne weiteres ab; vielmehr ging ihm ein furchtbares Trauerspiel voraus. In den Monaten Januar bis März 1917 beging die deutsche Heeresleitung eines der größten Verbrechen, die die Menschheit je hat erdulden müssen, indem sie das zwischen der alten Linie und dem neuen Verteidigungssystem liegende Land ohne irgendwelchen Zwang in eine Wüste verwandeln ließ. Der in Frage kommende Bezirk, eine schöne, dichtbevölkerte Gegend, erstreckte sich in nord-südlicher Richtung ungefähr von Arras bis nach La Fère und läuft von Westen nach Osten, von Roye bis Saint-Quentin.

Die Organisation war in technischer Hinsicht ausgezeichnet vorbereitet, und man sah wieder einmal, daß der deutsche Militarismus, wenn's ans Zerstören ging, in der Welt voran war. Pionierbataillone und einzelne Kompagnien ergossen sich wie Heuschreckenschwärme über das unglückliche Land. Zuerst

machte man sich an die kleineren Objekte. Einzelstehende Schlösser, Kirchen und Landhäuser wurden in die Luft gesprengt und die Parks, Mauern und Umzäunungen niedergelegt. Dann kamen die Chaussee- und Obstbäume an die Reihe, die systematisch abgeholt wurden. Hierauf begann der Generalangriff gegen die Dörfer und Städte. Sie wurden in Brand gesteckt und größere Objekte, die Widerstand leisteten, zwischendurch gesprengt. Das Feuer wurde meist in den frühen Morgenstunden gelegt, damit es tagsüber sein Werk verrichten und des Nachts den Gegnern nicht mehr verraten könnte, was vorging. Tag um Tag schwelte überall die düsterrote Glut der Brände, und riesenhafte Trauerfahnen von schwarzem Rauch zogen über die Gegend hin. Aus allen Richtungen her knallten die Sprengungen, hörte man das erschütternde Krachen zusammenstürzender Gebäude. Selbst an die Trümmer wurde noch Feuer gelegt, und stehengebliebene Mauerreste fielen dem Hebebaum zum Opfer. Zuletzt nahm man sich der Brunnen an, die gesprengt und verschüttet wurden. Die Möbel gingen, soweit sie nicht dem Feuer überliefert wurden, in Güterzügen mit unbekanntem Ziel nach Osten.

Das Furchtbarste in diesem Höllenstück war selbstverständlich das Schicksal der Bevölkerung. Die Temperaturen des Winters 1916 zu 1917 sind ja allen, die den Krieg erlebten, noch in Erinnerung. In der fürchterlichen Kälte mußten die unglücklichen Bewohner den March in die Verbannung antreten. Trotzdem sie im allgemeinen eine bewundernswürdige Fassung bewahrten, spielten sich bei der Evakuierung geradezu erschütternde Szenen ab. So, wenn alte Eheleute aus dem Häuschen, in dem sie ihr ganzes Leben zugebracht hatten, heraus mußten und nun zitternd vor Kälte und Weh auf den Versammlungsplätzen standen. Jeder konnte nur ein bißchen Bettzeug und Wäsche mitnehmen, denn der Fuhrwerke, die zum Transport gestellt wurden, waren nur wenige. So rangen Frauen die Hände vor Offizieren und baten, ihnen einen Wagen zu stellen, da sie ihre alte Familienwäsche retten wollten. Die Bitten mußten abgeschlagen werden, da jede Hilfeleistung verboten war. Beim Abtransport wurde vor der Einheit der Familie nicht haltgemacht, sondern die Familienmitglieder wurden auseinandergerissen. Die alten und Kranken kamen zu den wenigen stehengelassenen Uebergabepätzen, während die jüngeren Leute in die Sklaverei der Zwangsarbeit abtransportiert wurden, Mädchen und Männer, wie es traf. Manchem deutschen Soldaten, der bei diesem Teufelswerk mit Hand anlegen mußte, sind die Tränen hochgestiegen, mancher hat die Faust geballt, und manchem ist in diesen Tagen zum erstenmal die Ahnung gekommen, daß die Weltgeschichte hierfür noch zum Weltgerichte rufen werde.

Als der Abtransport der Einwohner erfolgt und die Rückwärtsbewegung der Truppen in der Hauptsache durchgeführt war, wurden von besonderen Kommandos die Landstraßen ungangbar gemacht, die Bahnhofsgebäude verbrannt, die Schienen aufgerissen, Kreuzwege und Brücken gesprengt, und so war das alte Wort, daß „kein Stein auf dem andern bleiben werde“, wieder einmal zur schauerlichen Wirklichkeit geworden. Wenn es in diesem Gebirge von Gemeinheit noch besonders hohe Gipfel gibt, so waren dies die Sprengung des althistorischen Schlosses Coucy-le-Bhateau und der romantischen Zitadelle zu Ham (wo Napoleon III. die Jahre seiner Gefangenschaft verlebte), wobei durch den Sprengdruck der verwendeten Dynamitmassen ganze Häuserreihen einfach umgelegt wurden. Als alles bestens vollendet war, da war aus der freundlich-heiteren Pikardie eine Wüste geworden, in der das Schweigen des Todes herrschte.

Auf die Frage, warum das alles sein mußte, würden die genialen Herren, die für diese Schandtaten verantwortlich sind, heute wohl keine Antwort wissen. Genügt hat Deutschland die wahnstimmige Zerstörung eines Dreck. Der Heimat wurde damals mit frecher Stirn vorgelogen, der Feind würde über das verwüstete Gelände nicht vorrücken können. Dabei waren die Engländer und Franzosen so schnell zur Stelle, daß sie sogar einzelne Deckungstrupps noch erwischten, denen ausnahmslos die häßliche Krabatte umgelegt wurde. Als dann im Frühjahr 1919 die „große“ Offensive kam und bei Amiens stecken blieb, lehrte sich der Fluch gegen das deutsche Heer, denn nun hatte es die Wüste im Rücken, und beim Nachschub bildeten sich Verhältnisse heraus, daß sich einem bei der Erinnerung noch heute die Haut zusammenzieht.

Vielleicht hat man sich, als der Plan für die Verwüstung aufgestellt wurde, von dem Gedanken an die Abschreckungstheorie leiten lassen, der in diesem Kriege überall, wo er durchgeführt wurde, Fiasko erlitten hat; vielleicht war es auch die Idee, sich ein Glacis zu schaffen. An der Beseitigung dieses

„Glacis“ haben bis jetzt die armen deutschen Kriegsgefangenen schufken müssen, es hat Deutschland den Friedensvertrag eingebracht und wird uns noch Milliarden kosten. Denn es ist ja ohne weiteres klar, daß — abgesehen von dem U-Boot-Krieg — den deutschen Truppen nichts so sehr den Ruf von Barbaren zugezogen hat, wie diese Hinrichtung einer ganzen Landschaft. Der furchtbare Haß der Franzosen, den der deutsche Spießker „ungerecht“ und „unritterlich“ zu nennen nicht schwer hat, ist für keinen unverständlich, der damals mit dabei sein mußte oder später Gelegenheit hatte, diese Wüste des Todes kennen zu lernen.

In Deutschland weiß man von all diesen Dingen im allgemeinen noch sehr wenig. Das dichte Gewebe von Lüge und Verschweigung, das über der Verwüstung der Somme-gegend liegt, muß aber mit allen Mitteln gelockert und gelüftet werden, und vielleicht fällt es einem künftigen deutschen Staatsgerichtshof auch ein, einmal der Frage gehörig auf den Grund zu gehen, in wessen Kopfe der Schandplan aufgetaucht ist und wer die Ausführungsbefehle gegeben hat. Die Memoiren, die jetzt von hohen Herren über den Krieg geschrieben werden, dürften über diese Dinge wohl kaum eine Aufklärung bringen, die Stich hält.

Ein kleines Feuilleton Arktische Naturschätze

Der europäische Durchschnittsleser weiß — oder wußte bis vor kurzem von den hochnordischen Länderstreifen nicht viel mehr, als daß es „dort oben“ recht viel Schnee und Eis, ansehnliche Gletscherberge und erschauernd niedrige Temperaturen gibt, die der spärlich vorhandenen Tierwelt in Gestalt vereinzelter Walfische, umherstreifender Robbenschwärme und beutehungriger Eisbären eine mehr als genügsame Lebensweise aufnötigen. Daß diese Auffassung, die eine Zeitlang selbst von den Pionieren der Polarstudie eine gewisse Befräftigung erhielt, doch nicht ganz mit den wirklichen Verhältnissen in der Arktis im Einklang steht, ist nunmehr allerdings in unzweifelhafter Form festgestellt, — so unzweifelhaft, daß man sich genötigt sah, dem allzu lebhaft gewordenen Wettbewerb der an der planmäßigen oder richtiger planlosen Ausbeutung der polaren Naturschätze beteiligten Seefahrtswörter mit dem Rüstzeug einer hochfeierlichen internationalen Schutzgesetzgebung entgegenzutreten.

Gab es nun wirklich in der arktischen Zone etwas zu holen? Das kleine Norwegen ist in der Lage, auf diese Frage eine verblüffend lehrreiche Antwort zu geben. Nach offiziellen Feststellungen bezifferte sich der Jahresgewinn, den die norwegische Fang-Schiffahrt in den Jahren vor 1914 aus den Schätzen des Eis-meeres zieht, durchschnittlich auf 22—25 Millionen Kronen (1 Krone norw. galt vor dem Kriege 1,12 Reichsmark). Von dieser Summe entfallen rund 18 Millionen auf die antarktische Region, die übrigen vier auf Spitzbergen, Beeren-Island und Jan Mayen, nebst den für freien Verkehr zugänglichen Teilen Grönlands.

Der weitaus größte Teil des norwegischen Gewinnes rekrutiert sich aus den Erträgen der arktischen Küstenfischerei, insbesondere des Walfanges, der von den berufsmäßigen Eis-meerfahrern in geradezu bewundernswerter Weise organisiert worden ist. Durch Verbesserung der technischen Hilfsmittel, u. a. der von England eingeführten schwimmenden Tranlocherien usw., ist es den schnellsegelnden Walfängern möglich geworden, ihre Exkursionen bis in die entlegensten Regionen der arktischen Wildnis auszudehnen.

Der Ertrag eines einzelnen Fahrzeuges für die drei bis viermonatige Fangsaison darf auf 20 000 Kronen veranschlagt werden; die jährliche Gesamtausbeute von WalSpeck beträgt 10 000—20 000 Tonnen. Auch die eigentliche Jagd auf Polarwild liefert keine unerheblichen Beträge; allein auf Spitzbergen werden alljährlich Wildmengen im Werte von einer halben Million Kronen erbeutet. Um diese Gewinnziffer zu erreichen, müssen durchschnittlich 50 000 Robben, 300 Eisbären, 260 Renntiere und 120 Blaufüchse ihr Leben lassen. Hinzu kommt noch die Eiderdaunenernte im Werte von mehreren tausend Kronen. Mit der zunehmenden Erschließung der neuerdings auf Spitzbergen angetroffenen Kohlenlager, deren größter Teil bisher ebenfalls in norwegischen Händen war und deren Verkaufswert auf 15 bis 18 Millionen Kronen angegeben wird, hat die reguläre Jagd- und Fangausbeute allerdings eine merkliche Verminderung erfahren; eine ganz natürliche Konsequenz angesichts der Wildverfolgungen, die von der auf Spitzbergen

domizilierten internationalen Bergwerksbevölkerung in Szene gesetzt worden. Jetzt ist Spitzbergen von dem obersten Rat der Entente Norwegen zugesprochen worden.

Die Wasserkräfte der Welt

Die Kohlennot bedroht nicht nur das Wirtschaftsleben Deutschlands: sie ist in der ganzen Welt zu Hause. Sie war schon vor dem Kriege vorhanden und gab den eigentlichen Anlaß zur Suche nach neuen Kraftquellen. Insbesondere kamen hierzu die Wasserkräfte, die dann auch in steigendem Maße zur Erzeugung elektrischer Energie ausgenutzt wurden. Nach einer Mitteilung der Ingenieur-Zeitung ergibt sich folgendes Bild von den vorhandenen und bisher ausgenutzten Wasserkräften der hauptsächlichsten Länder (in Millionen Pferdekraften):

Land	Jahr	vorhanden	benutzt	Prozent
Ber. Staaten	1914	30,00	5,50	16,6
Norwegen	1911	7,50	0,92	12,3
Schweden	1915	6,75	0,85	12,6
Oesterreich	1911	6,47	0,56	8,0
Frankreich	1916	6,20	0,90	14,7
Italien	1911	5,50	0,86	17,5
Spanien	1911	5,00	0,31	6,0
Schweiz	1914	2,53	0,50	20,4
Deutschland	1911	1,43	0,45	31,3
England	1911	0,96	0,08	8,2

Der Ausnutzungsgrad ist demnach bisher prozentual am stärksten in Deutschland und der Schweiz. Durch die bevorstehende weitere Nuzbarmachung der großen bayerischen Wasserkräfteserenoire wird diese Prozentziffer noch erheblich steigen.

Xeros Narikatur

In der Zeitschrift Natur und Gesellschaft erzählt Kapitän z. S. a. D. L. Persius u. a. folgende Erlebnisse:

Ein Kreuzer hielt Schießübungen ab. Wilhelm II. war an Bord. Heiterer Sonnenschein, warmes, schönes Wetter. Wilhelm II. war in bester Laune. Hier und dort, wie er das bei solchen Gelegenheiten liebte, teilte er mit seiner starken rechten Hand Schläge aus an — — Bevorzugte, ulkte überall herum. Sein Leibmedikus, der Generalarzt, stand auf der rechten Seite der Kommandobrücke, lehnte sich an das hintere Geländer. Dem alten Herrn war das lange Stehen wohl beschwerlich. Traumverloren schaute er, hintenübergelehnt, aufs glitzernde Meer, in den blauen Himmel und ließ sich wohligh von der warmen Sonne beschienen. Da sprang Wilhelm II. auf ihn zu, griff mit seiner rechten Hand zwischen beide . . . und rief ihm einige Worte zu, die ich, weil ich einige Schritte entfernt stand, nicht genau hören konnte. Der arme Generalarzt taumelte vor wahnwitzigem Schmerz und krampfte sich an das Geländer, um nicht niederzufinken. Kreidebleich war er geworden. Wilhelm II. war anfangs in ein tolles Gelächter ausgebrochen, wandte sich aber, als er die Wirkung seines Zugriffs sah, stumm ab und ging auf die andere Seite der Brücke. Das ganze sollte wohl ein Scherz sein, aber es war ein übler, und — ein unantständiger, besonders zu verurteilen, weil verschiedene Matrosen, das Signalpersonal usw. den Vorfall mit ansehen.

Auf einem Schiff, mit dem Prinz Heinrich längere Zeit auf der ostasiatischen Station geweilt hatte, gab es bei der Heimkehr in Kiel Inspizierung durch Wilhelm II. Es war im März, und das Unoleum auf der Kommandobrücke schwitzte bei der feuchten Witterung viele dicke Tropfen aus. Wilhelm II. war in übermütigster Laune, riß einen Biz nach dem andern. Sein Flügeladjutant, Admiral, stand vor ihm, kehrte ihm den Rücken zu. Plötzlich fauste die rechte Hand Wilhelms II. mit aller Wucht auf des Admirals hintere Front nieder, so daß sich dieser vor Schmerzen krümmte. „Sind Sie verrückt geworden, p Sie mir doch nicht immer auf die Stiebeln“, schrie Wilhelm II. ihn an. Die breite, große Kommandobrücke stand dicht gedrängt von Offizieren, Unteroffizieren und Matrosen, die das Schauspiel geinsend mit ansahen. Mir stieg ein physisches Unbehagen auf. So also begann die Inspizierung durch den obersten Kriegsherrn, auf die wir uns so lange gefreut hatten! Wir waren stolz darauf gewesen, daß der Kaiser das Schiff, das seinen Bruder jahrelang getreulich geführt hatte, in eigener Person begrüßen würde

Splitter und Späne

Frau und Mutter

Wer über die Weiber schimpft, hat sie zu lieb gehabt.

Sprichwörtlich.

Was mich darüber tröstet eine Frau zu sein, ist, daß ich wenigstens niemals nötig habe, eine solche zu heiraten.

Lady Montagu.

Eine gute Frau ist schwerer zu finden als ein weißer Hafe.

Seil. Gregor

Behandelt die Frauen mit Nachsicht!

Aus krummer Rippe ward sie erschaffen,

Gott konnte sie nicht ganz gerade machen.

Goethe.

Sind doch ein wunderlich Volk, die Weiber, so wie die Kinder! Jedes lebet so gern nach seinem eignen Belieben, Und man sollte hernach nur immer loben und streicheln.

Goethe.

Die Frau ist ein menschliches Wesen, das sich anzieht, schwagt und sich auszieht.

Voltaire.

Das Süßeste und Bitterste in ein Wort gefaßt, heißt Weib. Manche Frau verteilt dann ihre Bestandteile so, daß sie außer dem Hause süß und in eiguem Hause bitter ist.

Otto v. Reizner.

Gebt der Frau Flügel, und sie ist entweder ein Engel oder eine Gans.

Sprichwörtlich.

Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kind auf dem Arm, und nichts ehrwürdiger als eine Mutter unter vielen Kindern.

Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Die Kinderliebe der Frau ist vielleicht deshalb etwas so wehmütig Schönes, weil jedes Kind ein kleiner Räuber ihrer Schönheit ist.

Karl Ludwig Schleich.

Zehn Brahmanen überragt ein Lehrer an Würde, zehn Lehrer überragt ein Vater, zehn Väter oder wohl auch die ganze Erde übertrifft an Würde eine einzige Mutter. Welcher Ehrwürdige kommt einer Mutter gleich?

Jndisch.

Mutter sein heißt in Sorgen glücklich sein.

Ludwig Finck.

Alle Liebe der Menschen muß erworben, erobert und verdient, über Hindernisse hinweg erhalten werden; die Mutterliebe allein hat man immer unerworben und unverdient.

Bertold Auerbach.

Die Schalksede

Gebet der Scheinsozialisten

Vater unser, wir sind auch Christen, wir heißen bloß: Mehrheitssozialisten.

Im Himmel wird Scheidemann es dir beweisen, einstweilen geht Meister Philipp auf Reisen.

Geheiligt werde dein Name auf Erden; Spartakus muß ausgerottet werden.

Dein Reich muß kommen, wir werden es zwingen, es wird mit dem Zentrum und Roske gelingen.

Dein Wille geschehe durch uns auf Erden, um deine Minister im Himmel zu werden.

Das tägliche Brot mußst du uns geben, wovon sollen unsere Roskiten sonst leben.

Bergib uns die Schuld, die Blutschuld, die schwere, und segne die guten Maschinengewehre.

Wie wir vergeben den schuldigen Seelen, die das Volk für den Kapitalismus bestehlen.

Und führe uns nicht in Versuchung, zu kneifen, sondern lehre uns gründlich, das Volk einzuseifen.

Erlöse uns von dem Rätegedanken, das Uebel bringt sonst alle Ordnung ins Wanken.

Denn dein ist das Reich, das wir siegreich verkünden, wenn Unabhängige und Kommunisten verschwinden.

Und die Kraft und die Herrlichkeit bleibt uns erhalten, um mit Handgranaten den Staat zu verwalten.

O Herr, laß gedeihen für Posten den Samen, wir werden dir danken, in Ewigkeit, Amen!